

Liebe auf
Augenhöhe

»Wir leben nicht mehr auf Augenhöhe«, lautet ein modischer Trennungsgrund, der durch ein Interview des ehemaligen schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Torsten Albig die öffentliche Debatte erreichte (Seite 36). Was steckt hinter der Formel? Warum ist sie so beliebt, obwohl sie den Verlassenen demütigt?

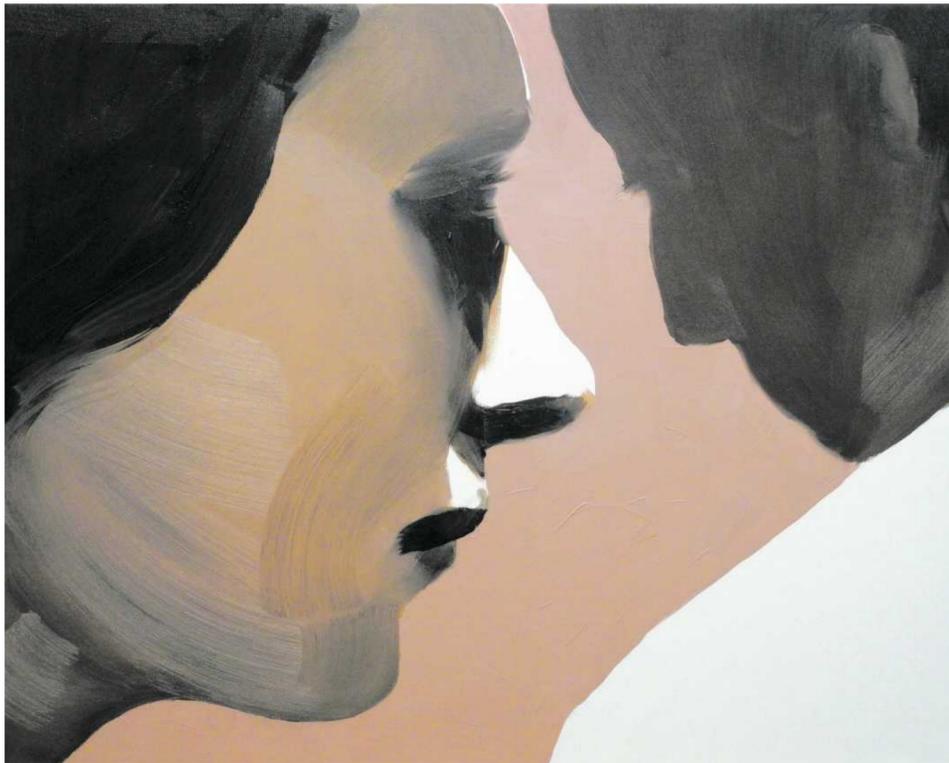


Abb.: Jarek Puzel, »Couple«, oil on canvas

Wir haben uns verwöhlt

Wechsel aus Prinzip: Warum Menschen glauben, sich im Lauf ihrer beruflichen Karriere neue Partner suchen zu müssen, die scheinbar besser zu ihnen passen. Ein Essay VON JENS JESSEN

Die einvernehmliche Trennung existiert nur in Pressemitteilungen. In der Wirklichkeit herrscht selten Einmütigkeit – höchstens was das Ausmaß der Resignation angeht. So wie in der Liebe das chern Gesetz der Asymmetrie herrscht, dass nämlich stets einer mehr liebt als der andere, gilt auch für Trennungen das Gesetz, dass immer einer von beiden heftiger davonstrebt. Alles andere ist begütigendes Geschwätz. »Wir haben uns halt auseinanderentwickelt.« In Wahrheit hat sich vor allem einer auseinanderentwickeln wollen und muss nun mit dem schlechten Gewissen leben. Das Schuldgefühl dessen, der heimlich nur allzu gut spürt, dass er nicht mehr festhalten wollte, ist die Mutter aller Trennungslügen: »Schau mal, Schatz, für dich ist es doch auch besser so.« Oder: »Du warst doch auch nicht mehr glücklich.« Im Wörtchen »doch« verrät sich der Betrug, der lediglich vorgibt, die Selbstachtung des Verlassenen schonen zu wollen.

Die neueste, vor ein paar Jahren modisch gewordene Trennungslüge versucht allerdings nicht mehr, auf die gekränkten Gefühle des zurückgelassenen Partners heuchlerische Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil – jetzt wird gerade dessen Beharrungswillen zum Trennungsgrund erklärt. »Du hast dich halt nicht fortentwickelt«, heißt es

nunmehr. In einem ungeheuer erfolgreichen, alle Charts sprengenden Song des deutschen Popmusikers Andreas Bourani nörgelt es anklagend: »Mein Herz schlägt schneller als deins / Sie schlagen nicht mehr wie eins« – als seien Treue und Anhänglichkeit Zeichen mangelnder seelischer Fitness und als sei die Wechselbereitschaft der Ausweis erhöhter emotionaler Wärme. »Du willst gehen, ich lieber springen« – »Du schlägst Wurzeln, ich muss fliegen«. Die zusammenfassende Pointe bringt es auf den Punkt: »Ich fühl mich jung und du dich alt«.

Mitleidloser und eisiger kann man es kaum ausdrücken. Der überwältigende Zuspruch, den die Botschaft dieses Songs mit dem Titel *Auf anderen Wegen* gefunden hat, deutet auf eine Wiederkunft längst vergessener gealterter Verhaltenslehren der Kälte. Im Hintergrund der Melancholie, die der getragene Gesang vortäuscht, spukt der darwinistische Vitalismus der Jugendbewegung vom Ende des 19. Jahrhunderts: Wandlungsbereitschaft ist ein Zeichen überlegener Vitalität, sie darf sich nicht fesseln lassen, es ist geradezu eine moralische Pflicht, die eigene Entwicklungsfähigkeit gegen die Kräfte der Beharrung auszubuchstabieren. »Wir leuchten heller allein / Vielleicht muss es so sein«. Wir – das sind die Stärkeren, Lebensvolleren, die Flugtüchtigen und Sprungbereiten, die mit dem agilen, schnell schlagenden Herzen.

Offenbar gibt es eine Zweiklassengesellschaft der Liebe. Die einen sind die ängstlichen Festhalter, die

Entwicklungsunfähigen, die anderen die kühnen Springer und Flieger, immer bereit fürs Neue, fürs Risiko. Überraschenderweise hat das Menschenbild, das als antibürgerliche Provokation zum letzten Mal in der Hippie- und Flower-Power-Welt ausgelebt wurde, inzwischen Eingang in den Argumentationsbestand der Bürger gefunden. Auch kreuzbrave Politiker, die bisher nicht als abenteuernde Um-die-Häuser-Zieher aufgefallen sind – wie der ehemalige Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, Torsten Albig –, rechtfertigen ihren Partnerwechsel mit der öffentlichen Selbstdiagnose, irgendwann habe sich das eigene Leben »schneller entwickelt« als das der Ehefrau: »Wir hatten nur noch ganz wenige Momente, in denen wir uns auf Augenhöhe ausgetauscht haben.«

Warum hat sich das Leben des Mannes schneller entwickelt? Weil sein Herz schneller schlug als das der Frau, die ihr Herz selbstvergessen an Haushalt und Kinder geknüpft hatte? Oder weil der Mann Karriere machte, die ihn auf Gipfel zu tragen drohte, in denen Augenhöhe mit der Angetrauten ohnehin nicht mehr zu erwarten ist? Ist er übermenschlich über sie hinausgewachsen? Die Formulierung von der Augenhöhe lässt schemenhaft noch die alte Stammtischrede durchschimmern: »Meine Frau versteht mich nicht mehr.« Sie ist aber insofern rücksichtsloser, als sie den eigenen Aufstieg zum Maßstab nimmt, mit dem die frühere Ehewelt kritisch durchmustert

wird. Ungefähr so, wie ein Angestellter mit seiner Beförderung den Anspruch auf ein größeres Auto verbindet – »in meiner Position kann ich mir die alte Karre nicht mehr leisten« –, wird hier sinngemäß gesagt: »In meiner Position kann ich mir die alte Ehefrau nicht mehr leisten.«

Nun ist der statusbedingte Wechsel von Frauen nichts Neues. Die Romane des 19. Jahrhunderts sind voll von Helden – der berühmteste ist Maupassants Bel Ami –, die ihre Stationen des Aufstiegs jeweils mit einer standeshöheren Maitresse, seltener auch Ehefrau, dokumentieren. Sie schlafen sich buchstäblich nach oben. Nur manchmal kommen ihnen eigene Sentimentalitäten oder die Hartnäckigkeit unvollständig beendeter Affären dazwischen. Interessant ist der Fall von Julien Sorel, dem Helden von Stendhals *Rot und Schwarz*, der es mit der Prinzessin de la Môle fast an die Spitze der Gesellschaft geschafft hätte, sich aber seinerseits in dieser Beziehung nicht »auf Augenhöhe« fühlte. Sie war ihm nicht geheuer. Bei seinem Aufstieg ins soziale Hochgebirge hatte er sich regelrecht verstiegen – übernommen.

Den bundesrepublikanischen Politikern, Prominenten und Wirtschaftsführern, die sich im Zuge ihrer Karrieren jüngere und/oder manchmal auch berühmtere oder intellektuellere Frauen zugelegt haben, wird man solch unklugen sozialen Ehrgeiz nicht direkt nachsagen können. Selbst Rudolf Scharpings Whirlpool-Gräfin ist eher

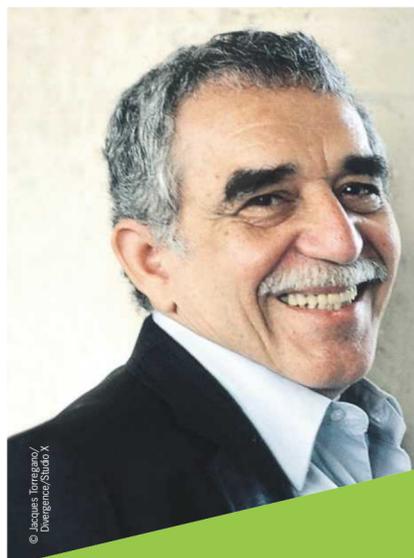
durch erotische Engagiertheit aufgefallen als durch Standesbewusstsein. Aber wer weiß.

Hört man sich im Umfeld von Neuulierten fortgeschrittenen Alters um, vernimmt man jedenfalls weniger die Kunde vom Aufstiegs willen als vom Problem allzu selbstbewusster, kritischer, unbeeindruckter fordernder Altehefrauen, die gegen Jüngere ausgetauscht wurden, die mehr Demut, Dankbarkeit und Bewunderung zeigen. Dass auch deren Verehrung dann im Lauf der Jahre und der wachsenden Nähe wieder verfliegt, steht auf einem anderen Blatt. Festzuhalten ist, dass hier zunächst gerade *nicht* die Augenhöhe gesucht wurde, sondern die Unterwerfung, das Aufschauen, der Blick himmelwärts.

Aber was könnte man unter »Augenhöhe« verstehen? Die Möglichkeit vollständigen geistigen Austauschs? Dann könnten Mathematiker nur Mathematikerinnen wählen, Musikerinnen nur Musiker. Und wenn eine Philosophin mit Philosophenmann für sich den Zen-Buddhismus entdeckt, müsste sie die Beziehung lösen, wenn er nicht in den fernöstlichen Irrationalismus abzudriften bereit ist. So etwas gibt es – an einseitig aufgeflamten religiösen oder politischen Engagements, auch an abseitigen Hobbys sind schon Ehen zerbrochen. Mangelnde Augenhöhe wäre dies aber nicht – die Augen blicken nur jetzt in verschiedene, vielleicht entgegengesetzte Richtungen.

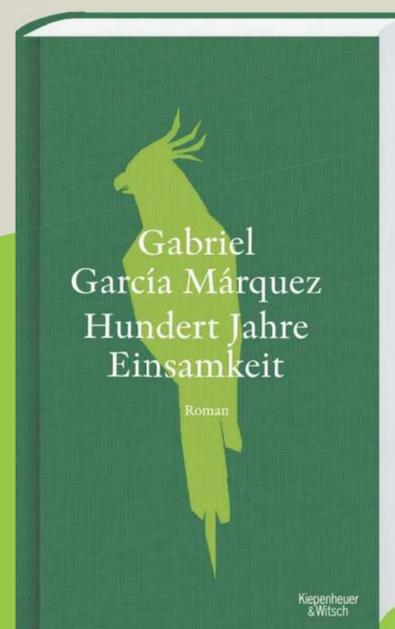
Fortsetzung auf S. 36

ANZEIGE

Das Jahrhundertbuch in einer
meisterhaften Neuübersetzung

Mit »Hundert Jahre Einsamkeit« gelang Gabriel García Márquez 1967 der Durchbruch als Schriftsteller. Die Familiensaga um das kolumbianische Dorf Macondo gehört inzwischen zu den modernen Klassikern der Weltliteratur. 50 Jahre nach der Erstveröffentlichung erscheint der Roman jetzt in einer kongenialen Neuübersetzung von Dagmar Ploetz.

»Ohne die reichen Bücher von Gabriel García Márquez wäre unsere Welt entschieden ärmer.«
Jochen Hieber, FAZ



Roman
Leinen gebunden
Aus dem Spanischen
von Dagmar Ploetz
528 Seiten
€ (D) 25,-
Verfügbar auch
als E-Book

www.kwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch

Kiepenheuer
& Witsch



Es ist eine Gabe, andere durchschauen zu können. Ihnen immer zwei, drei Schritte voraus zu sein. Weil man ihren Geschmack in ein Raster zu packen, ihre wirren Gefühle in einer Tabelle zu ordnen, ihre Meinungen zu antizipieren versteht. Ein paar richtige Fragen, ein paar richtige Schlüsse – Menschen sind so berechenbar.

Man kann mit einer solchen Gabe viel Geld verdienen. Kann Beziehungen aufbauen, Strategien verkaufen, quer durchs Land. Wenn man gut ist. Und man kann fallen. Ziemlich tief sogar. Selbst im Sturz den anderen zwei, drei Schritte voraus. Dann tut es besonders weh – Menschen sind so berechnend.

Sie ist eine zarte Frau, dunkel, aufrecht, elegant. Ganz anders als auf dem Foto, das die Öffentlichkeit in dieser Illustrierten von ihr gesehen hat: Tief und irgendwie breit in einem Sessel eingesunken sitzt sie da, wie ein gemütlicher Vogel in seinem Nest. Und dann erzählt sie im Interview darunter auch noch: »Torsten meint, ich würde ihn an eine Eule erinnern.« Und Torsten ergänzt: »Eulen sind klug und sehr schön.«

Torsten, das ist (zu diesem Zeitpunkt noch) Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Torsten Albig, SPD. Am 7. Mai wird er dann abgewählt. Die kluge, schöne Frau, das ist Bärbel Boy, eine 48-jährige Kieler Unternehmerin, Albig's Lebensgefährtin. Das Interview stand im People-Magazin *Bunte* vom April 2017, kurz vor der Landtagswahl. Es wirkte sich verheerend aus. Und das weniger, weil Boy und Albig darin über Eulen, Körpergewicht und weitere Privatangelegenheiten plaudern, die man noch nicht mal von den eigenen Eltern wissen möchte, schon gar nicht aber vom Landesvater.

Regelrecht desaströs war die Passage, in der Albig über seine – nun von ihm getrennt lebende – Ehefrau sagt: »Irgendwann entwickelte sich mein Leben schneller als ihres. Wir hatten nur noch ganz wenige Momente, in denen wir uns auf Augenhöhe ausgetauscht haben. Ich war beruflich ständig unterwegs, meine Frau war in der Rolle als Mutter und Managerin unseres Haushalts gefangen.«

Bärbel Boys Firma betreut den Global Player Bombardier schon seit 2008

Das kam – vorsichtig ausgedrückt – nicht gut an. Die *Kieler Nachrichten* druckten Briefe »entsetzter« Leserinnen: »Die Aussagen sind ein Schlag ins Gesicht der Frauen, die nicht berufstätig sind, da sie die Erziehung der Kinder und den gemeinsamen Haushalt managen und ihrem Mann für seine berufliche Karriere den Rücken frei halten.« Die SPD-Generalsekretärin Katarina Barley kritisierte in Berlin, es sei im Wahlkampf zuletzt weniger um Inhalte gegangen als »um Dinge wie das Privatleben des Ministerpräsidenten«.

Wie viele Stimmen die Bemerkung Albig letztlich gekostet hat, lässt sich nicht genau beziffern. Aber befremdlich ist, dass er sie überhaupt veröffentlichte. Torsten Albig galt als Profi, er war vorher jahrelang Sprecher im Bundesfinanzministerium. Einer, der kommunikative Konflikte abbot, anstatt sie anzuzetteln.

Noch befremdlicher: dass ausgerechnet eine Frau wie Bärbel Boy dieses Desaster nicht verhinderte. Interviews werden in aller Regel den Befragten vor Abdruck vorgelegt. Bärbel Boy hätte die Passagen über Albig's Noch-Ehefrau also streichen können oder abmildern – änderte aber nur Nebensächlichkeiten. »Da stand, ich sei PR-Beraterin«, erinnert sie sich. Sie korrigierte: »Strategieberaterin«. Das ist ihr Job. Immer zwei, drei Schritte voraus.

Aber manchmal braucht es nur ein undurchdachtes Interview, um alles über den Haufen zu werfen. Torsten Albig's Karriere liegt in Trümmern. Auch die von Bärbel Boy hat Beulen abgekrigelt. Der

Spiegel beeilte sich, über angebliche Patronage in Kiel zu ihren Gunsten zu berichten. Mittlerweile musste das Nachrichtenmagazin eine Unterlassungserklärung abgeben. »Aber die Lüge bleibt in der Welt«, sagt Frau Boy.

Der Fall geht also weit über den einer Frau hinaus, die darum kämpft, die Deutungshoheit über ihre Geschichte wiederzuerlangen. Es ist vielmehr ein Fall, der zeigt, wie leicht es bis heute fällt, Frauen herabzusetzen. Die eine, weil sie Hausfrau

Torsten Albig, 54, und Bärbel Boy sind seit knapp zwei Jahren ein Paar, sie kennen einander aber schon länger. 2011, da war Albig noch Oberbürgermeister in Kiel, entwickelte Frau Boys Agentur die Markenstrategie der Stadt. Sie war es auch, die für Schleswig-Holstein den Slogan »Der echte Norden« erfand. Das Unternehmen, das sie mit ihrem früheren Ehemann und einer weiteren Gesellschafterin führt, macht Strategie- und Kommunikationsberatung für Ministerien und öffentliche Institutionen, für kleine

Hausgeburten, über die Namen ihrer Söhne. So viel davon ist druckbar: Als Bärbel Boy mit ihrem ersten Sohn im achten Monat schwanger war, gründete sie die Firma. Als er drei Tage alt war, fing sie wieder an zu arbeiten. Dafür, dass das auch mit Sohn Nummer zwei und drei klappte, sorgten dann Au-pairs, »heute sind meine Jungs 11, 13 und 15 Jahre alt«, sagt Bärbel Boy, und mehr als diese Gesprächseröffnung muss man nicht erleben, um sich nicht mehr zu wundern, warum sie einem Klatschblatt auf den Leim ging.

Und dann wundert es eben doch. Wie können Instinkte, die im Geschäftlichen funktionieren, im Privaten derart versagen? Wie kann eine Strategieberaterin und leidenschaftliche Mutter so kühl über die Diskreditierung der Noch-Ehefrau ihres Partners hinweglesen? Viele Leser konnten sich das nur strategisch erklären: Boy musste das *Bunte*-Interview selbst organisiert haben, um sich in den Vordergrund zu spielen.

Sie lacht bitter. »Das ist mir so fremd, dass ich den Vorwurf lange gar nicht realisiert habe«, sagt sie. Nicht einmal, als ihr bei der SPD-Wahlparty manche Genossen die Hand nicht mehr reichten. Auch nicht, als eine Ministerin dieses Gerücht in Kiel verbreitete.

»Meine Mutter hat mir beigebracht: Du musst ruhig schlafen können. Das kann ich«, sagt Bärbel Boy. Sie ist tiefreligiös, Tochter eines Baptistenpastors, ein reines Gewissen ist für sie mehr als eine Floskel. »Außerdem bin ich bockig. Meine Söhne hassen, wie ich die Straße überquere: Wenn ich mich korrekt verhalte, nehme ich an, dass die anderen bremsen«, sagt sie. Aber diesmal bremsste keiner. Im Gegenteil.

»Auf der Webseite der Agentur »boy« findet sich unter Referenzen ein Unternehmen, das sich deutlich vom Rest der Kunden abhebt: »Bombardier Transportation«, schrieb der *Spiegel* am 13. Mai. Und fuhr verwundert fort: »Ein Global Player, betreut von einer Provinzagentur?« Dass sich auf der Website von boy noch andere große Namen finden – BMW, General Electric, Google –, wurde nicht erwähnt, stattdessen insinuiert: In Kiel stünden Millioneninvestitionen in den Schienenverkehr an. Da schade es Bombardier nicht, sich mit der Freundin des Ministerpräsidenten gut zu stellen.

Bärbel Boy braucht drei Mausclicks, um nachzuweisen, dass sie die Firma Bombardier schon seit 2008 betreut. Damals arbeitete Torsten Albig noch in Berlin. Und sie kannte nicht einmal seinen Namen. »Mir war klar, dass meine Beziehung für das Unternehmen schwierig würde«, sagt sie. Deshalb habe sie ihren Mitgesellschaftern 2015 den Rückzug angeboten. Die lehnten ab. Stattdessen ließen sie alle Geschäfte mit Ministerien auslaufen und nahmen an zahlreichen Ausschreibungen nicht mehr teil. Sie erlebten daraufhin Umsatzrückgänge von 30 Prozent. Vier Mitarbeiter mussten gehen. Heute arbeiten bei »boy« 20 Leute. Noch.

»Irgendwann sagte mir meine Kollegin, Kunden hätten sie schon auf die Berichte über mich angesprochen«, sagt Bärbel Boy. Da war es dann doch vorbei mit dem ruhigen Schlaf. Darum nimmt sie jetzt Stellung zum *Bunte*-Interview: »Es war nicht meine Idee. Die *Bunte* ist mit einer Anfrage auf den Regierungssprecher zugekommen.« Sie greift ins Regal, angelt scheinbar wahllos Hefte heraus: *brand eins*, *managerSeminare*, *Harvard Business Manager*.

»Ich lese keine Boulevardblätter. Ich verstehe nichts von Klatsch«, sagt Bärbel Boy. »Ich kann Unternehmen strategisch vermarkten. Nicht Menschen. Das ist etwas komplett anderes.« Also habe sie getan, was eine Führungskraft tut: delegieren, Experten vertrauen, in diesem Fall dem Regierungssprecher und Torsten Albig. Der hatte schon 2016 mit der *Bunten* zu tun: Damals verriet er, wie gut er sich beim Kneten von Nudelteig entspanne. »Und dann gab es ja diese Umfrage der SPD, dass er nahbarer werden müsse. Das war

wohl der Grund für das Doppelinterview«, sagt Bärbel Boy.

Das alles trifft zu. Albig's Sprecher windet sich zwar, über die vermaledeite Sache zu sprechen, er hat mittlerweile viel Prügel bezogen. Fragen beantwortet er nur noch per Mail, bestätigt dann aber, dass die Initiative nicht von Frau Boy ausging. Und betont immer wieder, auch andere Politiker hätten doch schon mit der *Bunten* gesprochen, »beispielsweise Sigmar Gabriel und Anngret Kramp-Karrenbauer«.

Aber das ist nicht der Punkt. Ob Torsten Albig der *Bunten* ein Interview gibt oder dem *Insel-Boten*, ist allein seine Entscheidung. Das Problem ist, welches Frauenbild er dabei preisgibt.

Bärbel Boy sagt, sie habe die umstrittene Passage vor Abdruck nie gesehen, sondern nur ihre eigenen Zitate. Das ist nicht ungewöhnlich bei Autorisierungen. Ungewöhnlich ist es, wenn eine so weit-sichtige Frau ein Doppelinterview mit dem Mann, mit dem sie zusammenlebt, nur da prüft, wo sie selbst zu Wort kommt. So weit unter der Augenhöhe dieses Mannes rangiert Frau Boy nicht.

»Wenn ich arbeite, bin ich schonungslos«, widerspricht sie. »Das ist für eine Beziehung schwierig. Wir haben deshalb vereinbart, dass ich die Wahlkampf-Strategie nicht kommentiere.« Zudem habe Torsten Albig die fragliche Formulierung mit seiner Noch-Ehefrau abgestimmt. »In das Bild, das die beiden von sich preisgeben, habe ich mich nicht einzumischen«, sagt Bärbel Boy. Vielleicht kann eine Unternehmerin, die gleichzeitig drei Kinder großzieht, nur so klarkommen: indem sie sich auf das konzentriert, was in ihrer Macht liegt.

Vielleicht kann jemand, der niemals Hausfrau war, das auch einfach nicht nachvollziehen: wie verletzend es sein muss, einem Menschen erst dabei zu helfen, sich zu verwirklichen – und dann von ihm dafür von oben herab angesehen zu werden. Von einer anderen Augenhöhe aus.

In Krabbelgruppen sitzen viele junge Frauen, die ihre eigene Karriere nicht wichtig nehmen

Und vielleicht ist das Schlimmste an dieser Aussage nicht einmal, dass sie keiner nachvollziehen kann – sondern vielmehr, dass so viele sie nachvollziehen können. Dass so viele um ihre Zerstörungskraft wissen. Weil am Vorwurf mangelnder Augenhöhe ständig Ehen zerbrechen und Menschen verzweifeln, auf die nach vielen Jahren plötzlich herabgesehen wird. Bis heute sitzen in den Krabbelgruppen dieser Republik zahllose Frauen, die ernsthaft erklären, ihr Mann liebe das Kind natürlich auch, aber eine Elternzeit würde seine Karriere ruinieren. Und ihre eigene? Egal. Auf die komme es nicht so an.

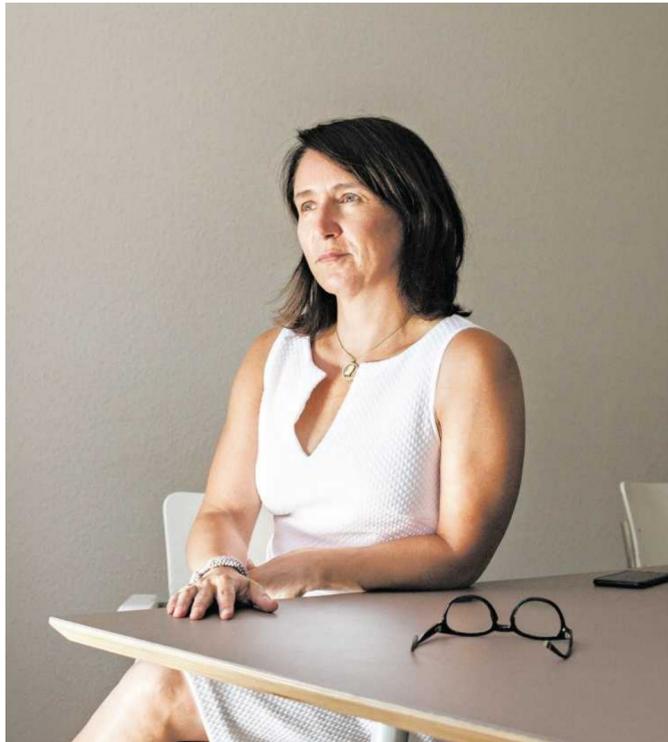
Bärbel Boy hat so nie gedacht, obwohl sie konservativsten Kreisen entstammt. »Die zu werden, die ich bin, hat mich viel gekostet«, sagt sie. »Ich war nie die Frau an jemandes Seite.« Dann kam sie mit Torsten Albig zusammen – und wurde sofort gefragt, wer denn ab jetzt ihre Firma leite. »Was für ein Frauenbild haben die Leute eigentlich?«, fragt sie zurück. Das hat viele gewundert.

Sie kramt ihre Sachen zusammen, eilig, aber gelöst. Es ist eine fast ironische Pointe, dass Torsten Albig, den ein achtloser Satz über Frauen womöglich den Sieg gekostet hat, nun eine Partnerin hat, die seine Niederlage nichts kostet – außer ein wenig Trost. Ihr Büro kann sich wieder ohne Berührungängste im Markt bewegen. Und sie verdient genug, um eigenständig eine Familie durchzubringen.

Es macht auch nichts, dass es an diesem Tag spät geworden ist. Momentan kann sie sich so etwas leisten. »Torsten hat den Jungs gerade schon Abendessen gemacht«, sagt sie. Nicht unbequem, wenn einem der Hausmann den Rücken frei hält, was? Bärbel Boy lächelt nur. Geht zur Tür. Schweigend. Zwei, drei Schritte voraus.

Und wer ist die Neue?

Nach 27 Jahren löste Torsten Albig seine Ehe. Ein Besuch bei der Frau, die er jetzt liebt **VON CHARLOTTE PARNACK**



Bärbel Boy im Büro ihrer 2001 gegründeten Kieler Agentur, die Unternehmen in Fragen der Kommunikation und Strategie berät

ist. Die andere, weil sie das Gegenteil ist, eine Geschäftsfrau, die nicht daran denkt, daran etwas zu ändern – egal wie einflussreich der Mann an ihrer Seite sein mag.

Das Büro Boy hat seinen Sitz in einem der wenigen Viertel Kiels, die nicht nur Segler und Kieler leiden können. Altbau reiht sich an Altbau, aus Boys Fenster fällt der Blick auf verzierte Fassaden. Ganz richtig ist das nicht: Zunächst fällt er auf zwei an die Scheibe gelehnte Fotos, darauf ein lachender Mann mit Glatze und Brille.

Kunden wie Anwaltskanzleien, überwiegend aber für Großkonzerne.

Bärbel Boy gräbt eine Tüte Lakritz aus der Schublade, kippt sie in eine Schale, lehnt sich zurück. »So. Sagen Sie, was ich machen muss. Ich kenne mich nicht aus mit Presse-Interviews.« So unbedarft gegenüber Medienvertretern verhält sich eine Frau, die einem ganzen Bundesland rät, wie es sich verkaufen soll?

»Fragen Sie einfach«, fährt sie fort und lässt sich sogleich auf ein Gespräch ein übers Stillen, über

beliebte These), dass ihr Erfolg die Männer in die Flucht schlage.

Hier scheint etwas in Fluss geraten. Aus früheren Tagen ist keine Klage von männlichen Managern erinnerlich, dass sie Schwierigkeiten hätten, eine beruflich unterlegene Frau zu finden. Die Sekretärin oder Nur-Hausfrau war kein Problem. Jetzt scheint es freilich eines zu werden – allerdings nur sofern die Männer, bei anhaltender Sekretärinnenhaftigkeit der geheirateten Sekretärin oder entwicklungsresistenter Hausmütterlichkeit des geheirateten Hausmütterchens, sich plötzlich einreden, auf etwas geistig Frischeres Anspruch zu haben. Blenden wir für einen Moment aus, dass der Mann vielleicht selbst über diese Frische nicht verfügt oder dass er bloß eine Ausrede für ein erotisches Begehren formuliert – allein dass der Anspruch auf geistige Gleichrangigkeit von Mann und Frau öffentlich vorgetragen wird, ist ein Politikum. Es ist ein Zeichen von Emanzipation, auch wenn sie einstweilen noch (oder wieder?) zulasten der Frau geht.

So weit, so gut – dann doch? Aber nur, wenn von der Liebe stillgeschwiegen wird. Mit Liebe, wenn das Wort überhaupt noch etwas bedeuten soll, hat das alles selbstverständlich nicht das Geringste zu tun. Liebe stellt immer Augenhöhe her, weil sie die geliebte Person in ihrem Sosein achtet und umfängt, für nicht austauschbar oder durch ein neues, besseres Modell ersetzbar hält. Liebe macht sich unabhängig von Schulbildung, Vermögen, Posten, Körpergewicht und Alter. Von Adorno stammt die Vermutung, dass in Zeiten der warenförmigen Gestaltung aller menschlichen Beziehungen das lebenslange Festhalten an einer Ehe geradezu als Akt der Subversion verstanden werden müsse.

Das ist mehr als eine hübsche Pointe. Die unbeirrt aneinander festhaltenden Eheleute haben sich dem Marktgeschehen entzogen. Die imaginäre Partnerschaftsbörse, an der die Kurse des einen möglicherweise schwächeln, die des anderen sich vielversprechend entwickeln könnten, ist für sie ohne Belang. Es sind Aktien, die nicht mehr notiert und nicht mehr gehandelt werden und deren Wert sich deshalb nicht durch etwas Drittes, nicht nach Angebot und Nachfrage bestimmen, weder in Geld noch in Sozialprestige oder intellektueller Strahlkraft ausdrücken lässt. Man könnte auch sagen, Philemon und Baucis, diese beiden unerschütterlich gemeinsam Alternden, haben ihr Leben konsequent von der Außenlenkung durch gesellschaftliche Maßstäbe auf die Innenlenkung durch persönliche Zuneigung umgestellt.

Putzig? So putzig auch wieder nicht. Gegenüber der weltentrückten Privatverklammerung bedeutet doch schon die bloße angstvolle Frage, ob der Partner noch oder nicht mehr oder jetzt erst wirklich auf Augenhöhe sei, den Zugriff der Außenwelt auf die Zweisamkeit zuzulassen und die Dreinrede der marktintilen Gesellschaft zu gestatten. Denn weder berufliche noch soziale, noch intellektuelle Gleichrangigkeit lassen sich ohne einen äußeren Maßstab bestimmen. Man muss beobachten und vergleichen und den eigenen Marktwert gegebenenfalls durch einen Test justieren. Wie findet man mich so? Welche Art von Frau oder Mann hat der oder die in dieser oder jener Position? Und wenn ich schon soundso viel verdiene und in diesem Haus in jener Gegend wohne, wer sollte dann dort ein und aus gehen? Und wer nicht? Oder: Wie

viele gemeinsame Konzertbesuche bezeugen erst einen seelisch-geistigen Austausch?

So privat und intim die Selbstdiagnose auftritt, sich auseinander- oder jedenfalls nicht gemeinsam fortentwickelt zu haben, so wenig privat ist sie in Wahrheit. Tatsächlich bedeutet sie, eine weitgehende Außenlenkung der Beziehung zu akzeptieren, jedenfalls das Leistungsprinzip zu übernehmen, das überall in der Gesellschaft gilt – und warum also nicht auch im Ehebett? Der Partner, der sich nicht fortentwickelt hat, wird zu einem Minderleister, und das mitleidlose Prädikat »nicht auf Augenhöhe« verrät sich als Äquivalent zum Arbeitszeugnis, das bei der Kündigung überreicht wird und außer dem Eintrag »hat sich redlich bemüht« nichts Lobendes enthält.

Der Mensch, der solchermaßen über den Partner urteilt, tritt gewissermaßen als Personalchef seiner eigenen Ehe auf, die sich darüber unversehens in eine Betriebsstätte verwandelt, welche allgemein gesellschaftlichen Vorstellungen von Effizienz und Wachstum zu gehorchen hat. Nicht auszuschließen, dass der Politiker, der eine neue Ehe einget, sich davon sogar einen Popularitätsgewinn verspricht und ein gesteigertes dynamisches Image. Er gehört noch nicht zum alten Eisen, er kann es sich leisten, eine Firma aufzulösen, die offenkundig an ihre Rentabilitätsgrenzen gestoßen ist.

Stendhal hat über den historischen Typus des Don Juan, den Gewalt- und Machtmenschen der Renaissance, einmal gesagt, der eigentliche Antrieb der öffentlich demonstrierten Ehe- und Herzensbrecherei habe damals in der Provokation der Gesellschaft, im Affront, im Aufstand gegen die geltenden Normen gelegen. Wenn das stimmt, also alles am sozialen Be-

Wir haben uns verwählt Fortsetzung von S. 35

Die Erfahrung spricht allerdings dafür, dass heftige geistige Interessen, selbst wenn sie nicht geteilt, ja nicht einmal verstanden werden, keinen Schaden anrichten, solange sie durch ein Gegengewicht auf der anderen Seite ausbalanciert werden, zum Beispiel durch ein großes Vermögen, einen großen Namen, eine soziale Machtposition. Vieles deutet darauf hin, dass »Augenhöhe« eher als etwas Protokollarisches empfunden wird: Gleichrangigkeit, Gleichzeitigkeit, vielleicht auch Gleichgefährlichkeit.

Geistig hochgezüchtete Künstlerinnen dulden oftmals erstaunlich dumpfe Männerkreaturen an ihrer Seite, solange diese nur überzeugend eine brutale Seite erahnen lassen (meist ist es allerdings Angeberei). Umgekehrt bleiben oft auch ausgesprochene Machos und Erfolgstoppen ihren blassen Gefährtinnen aus Studententagen treu, wenn diese mit zänkischem Temperament über genügend seelisches Einschüchterungspotenzial verfügen. Und wenn nicht? Vielleicht ist das Schicksal der verlassenen Ehefrau nicht die Graumäusigkeit, die dem aufsteigenden Mann plötzlich ins Auge sticht, sondern ihre Gutmütigkeit und tausendfach bewiesene Güte, die sie zur Harmlosigkeit verurteilt.

Wahrscheinlich werden Beziehungen generell zu romantisch und einseitig auf Liebe hin interpretiert, und das Gewaltverhältnis wird unterschlagen. Oder, um es weniger trostlos zu sagen: Wahrscheinlich sollte man den Begriff der »Augenhöhe«, in dem schon das Potenzial zur Abwertung steckt, durch den neutraleren Begriff der »Machtbalance« ersetzen. Dazu passen auch die Klagen besser, die über die beziehungsersetzende Wirkung eines allzu großen Karrieregefälles erhoben werden. Zumal beruflich erfolgreiche Frauen meinen (jedenfalls ist das eine